

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1915)

Artikel: Unser Bauer
Autor: Nay, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



UNSER BAUER.

Von DR. J. NAY, Truns.



WIR leben in einer ernsten, bösen Zeit. Nicht, daß der Herrgott dieses Jahr seinen Segen uns vorenthalten hätte. Die Natur spendete mit vollen Händen und es hatte den Anschein, daß wir einem gesegneten Jahre entgegengehen. Da gingen draußen in den Nachbarstaaten die Kanonen wie von selber los. Die höhere Politik und Staatskunst hatte seit Jahr und Tag in ihrer Hexenküche alle möglichen Tränklein gebraut und die Dämpfe stiegen mählig empor und verdichteten sich zu unheilswangeren Wolken, die Unglück dräuend sich zusammenballten, bis die gewaltige Explosion erfolgte, welche die ganze zivilisierte Welt erzittern und erschauern machte. Das Titanengeschlecht der heutigen Kulturmenschen will nun zeigen, wer Meister und Gebieter ist in diesem Jammertale. Ehrgeiz und der verfluchte, nie zu sättigende Hunger nach Macht und Gold — sic auri sacra fames — treibt die Völker zum Brudermorde. Die Kunstschatze, welche Jahrhunderte geschaffen und Zeugen sind von großen vergangenen Zeiten, werden zerschmettert und in Trümmerhaufen verwandelt. Wie oft wird in diesen Tagen der Name Gottes mißbraucht und wie verwegen identifizieren die Mächtigen dieser Erde ihre Sache mit der Sache Gottes, als ob dieser sie bestellt hätte, das Schwert der Gerechtigkeit zu führen, ihre sogenannten Feinde mit gepanzerter Faust zu zerschmettern und Ordnung zu schaffen im Weltal. Wie lange hatten gewisse Leute von einer Völkerverbrüderung geträumt und nun tritt plötzlich an ihre Stelle der Kladderadatsch. Jene Menschen, welche fast in Ohnmacht fielen, wenn man bloß von der Todesstrafe sprach und Zuckungen bekamen, wenn irgendwo ein armer Sünder hingerichtet wurde, zucken jetzt mit keiner Wimper bei der Nachricht, daß hunderttausende der wackersten Männer hingschlachtet werden und sprechen resigniert: „So muß es sein“.

Welch namenloser Jammer und welche bittere Not wird wohl dem schrecklichen Kriege folgen? Wir wollen nicht von den Tränen reden und vom herzerreißenden Wehklagen, welches die Welt durchgellt, wenn nach Beendigung des Krieges die Häupter der Lieben gezählt werden und beim Schlußappell so manch teures Haupt fehlen wird. Auch ist es nicht unsere Aufgabe, das furchtbare materielle Elend namhaft zu machen, welches den Spuren der Kanonen folgt und in manchen Ländern Reich und Arm treffen wird. Wir wollen bloß einige Notizen machen über unseren Bauernstand und möchten kurz und bündig zeigen, wie der in diesen schweren Kriegszeiten sich wehrt.

Gottlob, daß die Kriegsfurie unser Land verschonte. Von ferne hörten wir wohl die Kanonen krachen und selbst einige fremde Krieger kamen uns zu Gesicht, Kriegersleute, welche über die Schweizergrenze gesprengt wurden und bei uns interniert ein gastlich Obdach fanden. Unsere Soldaten hatten die Aufgabe unsere Grenzen zu bewachen und zu sichern, damit kein ungebetener und unfreundlicher Gast in neutrales Gebiet einfallt. Als die Mobilisation so plötzlich kam, so plötzlich und überraschend wie ein Blitz aus heiterem Himmel, da folgte man stumm und resigniert dem Befehl und alles lief so prompt und schneidig ab wie ein Aufgebot im Preußenland. Senn und Hirt ließen die Herden im Stiche, der Bauer vertauschte die frisch gedengelte Sense mit dem

geladenen Gewehr und unsere bärtigen Landsturmänner, welche Straßen und Eisenbahnlinien abpatrouillierten, sahen so kriegerisch aus, wie wenn sie in der Schlacht bei Morgarten mitgekämpft hätten. Als der größte Schrecken vorüber war, denn man wußte ja nicht, ob es ernst gelte im Norden, Westen oder Süden, da meinte manch schlichter Bauersmann: „Warum denn soviel Geschrei um nichts. Es gilt ja nicht ernst. Warum denn soviel nützliche Kräfte den notwendigsten Arbeiten entziehen? Warum dem Lande so viele Millionen Schulden aufladen? Aber eben unsere Großen wollen, andere nachhelfend, auch ihre gewaltige Faust zeigen“.

So rasonierte anfänglich unser Bauersmann, weil bei ihm in der letzten Zeit die Militärfreundlichkeit ein kleines Loch bekommen hatte; aber, als deutsche Truppen das neutrale Land von Belgien zerstampften und die Feldgrauen mit ihren Brummern die gewaltigen Festungen von Namur und Lüttich wie Kartenhäuslein zusammenschossen, da merkten sie den schrecklichen Ernst der Lage und waren froh, daß die Herren vom Militär die Sache so gut einfädelten und sie lobten und bewunderten die Raschheit der Mobilisation. „Ja, ja, da war eben ein Bündner, ein echter Soldat an der Spitze, einen Sprecher mußte man halt in Bern haben“ — so sprachen sie mit Stolz und aus ihren Worten klang volles Vertrauen. Das Landvolk begriff schnell, daß die Schweiz ein Heer haben müsse. Aber noch mehr. Auch an die Notwendigkeit einer eisernen Disziplin, an die ein Soldat sich halten und gewöhnt werden muß, glaubten die guten Leute, indem sie wohl sofort einsahen, daß im deutschen Heere, neben einem lebendigen, alles aufopfernden Patriotismus, gerade die Straffheit der Disziplin, und mag sie manchmal auf Drill hinauslaufen, jene unheimliche Kraft und Wucht darstellt, welcher niemand zu widerstehen vermag. Und unsere Bauernburschen zogen gerne an die Grenze — es sind im allgemeinen flotte, kernige Gestalten voll Mark und Kraft — ganze Bataillone nur Bauernblut — man sieht es ihnen an — diesen möchte ich nicht zu nahe kommen. Diese Mannschaft ist nicht entnervt; wie Gensmen laufen sie in ihren schwer beschlagenen Bergschuhen und die schwielige Hand hält fest und sicher das Gewehr und das kühn leuchtende Aug entdeckt sicher den Feind. Auf diese Soldaten kann man zählen.

Wie es nun zu Kriegszeiten geht — alles wird knapp.

Der Gescheite baut vor und der Gescheite ist gewöhnlich der beatus possidens und der legt zuerst seinen Daumen fest auf den vielgeliebten Geldbeutel. Die Banken sorgten selbstverständlich in erster Linie für sich und ließen bloß eine kleine Lücke am Schalter offen, und die Großhändler machten ihre Magazine zu. Nur gegen bar — doch halt — zuerst das Geld einsenden! Geradezu eine Teufelsgeschichte. Früher hatten die Herren ein so gutes Herz. Sie schickten ihre Reisenden mit den schönsten blauen Augen und dem süß lächelnden Munde nach allen Windrichtungen aus, damit sie ihre Ware an den Mann brächten. Verlockende Offerten, Kredit genug, und nun auf einmal — Klappe zu. Der Bauer war erstaunt, und noch mehr erstaunt, als er den gewaltigen Ruf des Jupiter tonans hörte: heraus mit dem Geld, ihr Bauern, heraus damit. Es mag sein, daß ein Großbauer — bei uns gedeihen solche prinzipiell nicht — irgendwo in einem Winkel seines Horstes eine



GEWERBE=HALLE
DER
ZÜRCHER KANTONALBANK
ZÜRICH, Bahnhofstraße 92
Zimmer=Einrichtungen und Einzelmöbel

Schweiz. Landesausstellung 1914 in Bern
Goldene Medaille
Höchste Auszeichnung in der 21. Gruppe

Feinst geröstetes WEIZENMEHL



garantiert ohne jede Beimischung für Suppen und Saucen aus der

Ersten schweizer. MEHLRÖSTEREI Wildegg (Aarg.)

Schmackhaft
Nährhaft
Billig und bequem



Schweizerische Landesausstellung Bern 1914:
Silberne Medaille.

Fabrik „Rätia“ Chur
CHRISTIAN STUDER

Spezialität Favur-Sirup

1 Dezilit. Sirup auf 7 Dez. Wasser gibt ein vorzügl. billiges Volksgetränk

Reichhaltige Auswahl in alkoholfreien Getränken



Erstes Spezialgeschäft in Graubünden

Alkoholfreie Weine
Apfelperle
Traubenperle
Nektargold etc.

Bündnerische Industrie- und Gewerbeausstellung in Chur 1913:
DIPLOM I. KLASSE: GOLDENE MEDAILLE



Grolichs Heublumenseife
als Kinderseife fördert die Blutzirkulation und Hautatmung.



Körperwaschungen mit **Grolichs Heublumenseife** nach Strapazen oder vor körperlichen Anstrengungen erfrischen und verursachen ein angenehmes Wohlgefühl.

Lustig G'schichtenä

Ein Büchlein sonnigen Humors in Prättigauer Mundart von G. Fient. Zu beziehen zum Preis von Fr. 2.50 in der Buchdruckerei Bischofberger & Hohenköchlerle, Chur. Tel. 2.22.

größere Summe verborgen hält, bei unsern Bauern ist Geld im Sommer eine ziemlich unbekannte Größe. — Und dennoch, auf den gewaltigen Ruf griffen alle in die Hosentasche, aber es kam nichts heraus als Sack-tuch, Hosknöpfe und mitunter ein Stückchen Rollen-tabak nebst dem obligaten Messer, das ein Bauer nicht entbehren kann, besonders wenn er Tabak schnetzeln will. Früher hieß es, wenn ein Bauer im Sommer einen Kreutztaler sein eigenn ennen könne, so sei er ein reicher Mann und heutzutage ist bei uns das Vermögen in bar zur nämlichen Zeit ein wenig größeres. Der Bauer gibt sein Geld nicht her für Dinge, die nicht notwendig; wenn er aber solches hat, so bezahlt er damit gerne seine Schulden und wenn diese befriedigt sind, so bleibt ihm nicht einmal soviel übrig, daß er die Landesaus-stellung besuchen könnte. — So steht die Sache. Aber ohne Geld leben — alles bar bezahlen müssen! Einer-seits hat mich diese Prozedur gefreut, herzlich gefreut, und ich dachte an das Sprichwort von den Freunden in der Not.

Daraus kann der Bauer lernen, vieles lernen und darnach seinen Haushalt einrichten — denke er zurück an vergangene Zeiten; sie liegen ja gar nicht so weit hinter uns. —

Da galten die selbstgesponnenen und selbstgewobenen Kleider als die schönsten, kleidsamsten und dauerhaftesten. Wie ist heutzutage beim Landwirt alles anders worden. — Auch sie verkehren ausschließlich bei Max und Moritz oder beim billigen Jakob — Spinnrädchen summt nicht mehr und die Kunkel liegt auf dem Estrich unter allem möglichen Plunder begraben — Frau und Tochter tun lieber häkeln und machen Spitzen für Unter-röcke und Unterhosen — Spinnen und Weben rentiere nicht mehr.

Man aß eigenes, kräftiges Bauernbrot und die Wangen der jungen Sprößlinge blühten und glühten gewiß ebenso kräftig wie heutzutage beim gekauften Weißbrot. — Man pflanzte Roggen, Gerste und Weizen und deckte damit den Hausbedarf. — Was gab's da für duftende, schön gebräunte *Maluns* und *Bazzokels*. Sie schmecken mir nicht so recht die neumodischen mit dem bleichstüch-tigen fremden Mehl.

Laßt mich erzählen, was eine Familie von 7 Per-sonen vor zirka 40 Jahren für Auslagen hatte. „Wir be-zogen vom Krämer, so berichtet mir ein alter Landwirt, folgendes: fünf bis sechs Quartanen Weißmehl für besondere Anlässe, wenn meine Frau etwas extra backen wollte; dann im Verlaufe eines Jahres etwa 20 Pfund Zucker, ein kleines Quantum Reis und einen halben Sack und wenn's gerade gut ging, einen ganzen Sack Polenta, Sohlleder, Schuhnägel und Stangentabak für die fleißig schnupfende Großmutter — dann Neolin und später Petroleum und so beliefen sich diese Ausgaben auf 100 bis 120 Fr. Die übrigen Bedürfnisse einer Haushaltung bestritt ich gut und recht aus dem, was mir meine Vieh-stände und Äcker abwarfen — Mehl, Käs und Fleisch zur Genüge, von Erdäpfeln und Dörrobst wollen wir gar nicht reden“. Und heutzutage? Eine solche ein-fache und schlichtgewöhnte Bauernfamilie von damals gibt für fremde Artikel das fünf- bis zehnfache aus. — Was man in der heutigen Zeit nicht alles für Bedürfnisse hat! Da darf neben den feinsten Maccaroni, Marroni di St. Croce, Cacao, Salami sogar Wein und selbst Ovo-maltine für das zarte Geschlecht nicht fehlen. Noblesse oblige! Der Nachbar hat's auch und wir haben's und vermögen's ebensogut wie der. Und dann konveniert's nicht mehr, Getreide zu pflanzen; der Ertrag ist so gering und die Arbeit so groß. Wir kommen billiger davon, wenn wir solche Sachen kaufen, selbst Streue, auch wenn diese etwas teuer ist. Wir werfen uns auf die Viehzucht. — Schöne, modelfarbige Rinder sind Trumpf und der Handel damit wirft so viel Geld ab, daß wir besser und nobler leben können als zu Großvaters Zeiten. Besser, ich zweifle daran, nobler und luxuriöser, ja. Was nützt es dem Landwirt, wenn er Rinder für schweres Geld verkauft, um es anderseits dem Krämer als Entgelt für gekaufte Luxusware zuzuschaukeln — 1500 bis 2000 Fr. für Luxus im Herbst zahlen heißt zwei der schönsten Rinder für die Haushaltung ausgeben und mit dem Geld, welches

auf die Seite gelegt werden sollte, oder mit der Tilgung der Schulden steht es verhältnismäßig schlimmer als in älteren Zeiten.

Ich erinnere mich selbst noch gut an die Zeiten, wo man Kühe und Rinder um 7 bis 10 Napoleons losschlagen mußte. Da konnte man begreifen, wenn die Ersparnisse nicht große waren, aber heutzutage könnte es der Bauer bei sparsamer und vernünftiger Lebensweise zu etwas bringen. Aber trotzdem die sieben fetten Jahre für den Landwirt bereits da waren, und dazu dürfen wir die letzt-vergangenen ganz entschieden rechnen, so haben die Ersparnisse mit den Einnahmen nicht Schritt gehalten, hingegen ist der Luxus in der Lebenshaltung gewachsen und hat das Plus der Einnahmen gegenüber früher ver-tilgt. Wenn die sieben magern Jahre ihren Einzug halten sollten, so wäre der Bauer nicht gut bestellt. Davon zeugen die Ereignisse der letzten Zeit. Sobald dem Kreditwesens der Riegel gestoßen wird, so sitzt man schon auf dem Trockenen. —

Die Kriegszeit ist lehrreich. In erster Linie leidet der einfache Arbeiter daran, der von der Hand in den Mund lebt und vielfach leben muß. — Heraus mit dem Geld! Aber es ist kein Verdienst — der Arbeiter wird entlassen und da er nichts auf der Seite hat, wovon er beißen und nagen könnte, so ist es um sein Haus schlimm bestellt. Kein Geld, kein Kredit und doch kann man den Mund nicht zunähen.

Sieh Bauer, du bist allerdings verhältnismäßig noch gut daran — jedenfalls viel besser als der Arbeiter, der vielleicht der Landwirtschaft Valet gesagt hat, um in der Stadt sein Glück zu versuchen.

Der Bauer hat immer noch, wenn in vielen Fällen keine große, so doch eine kleine Vorratskammer. Wenn jemand sich zu den Landwirten zählt, so hat er doch etwelche Vorräte an Getreide, Käse und Butter, luftge-trocknetem Fleisch und wenn es sein muß, hat er ein Schweinchen zum Metzgen, ein fettes Schaf oder der-gleichen, so daß die Not bei ihm nicht so schnell Ein-kehr hält wie beim Arbeiter. Der Gemüse- und Baum-garten und der Kartoffelacker schützen den fleißigen Pfleger und Bebauer vor Not und Hunger.

Wie gut erging es den Bauern, welche eigene Lebens-mittel aufgespeichert hatten und gottlob hatten dies die meisten. Als es hieß — alles bar berappen, machten viele eine sauerstüßige Miene und seufzten: „Woher nehmen und nicht stehlen?“ Doch, der Bauer besann sich. — Nun heißt es sparen und die Haushaltung einschränken und wenn wir das tun, so sind wir durch die eigenen Mittel auf längere Zeit hinaus vor Not geschützt. Wir sahen in den letzten Tagen, wie wichtig es für ein Land ist, einen kräftigen Kleinbauernstand zu besitzen.

Wenn die Schweiz ein Industriestaat und die Bauern einfache Arbeiter wären, wie wären wir dagestanden, besonders dann, wenn die Länder um uns herum ihre Grenzen für die Ausfuhr von Nahrungsmitteln gänzlich gesperrt hätten? Der Bauer, der den Ackerbau nicht vernachlässigt, ist für längere Zeit vor Not geschützt und braucht in so schweren Zeiten nicht dem Staat zur Last zu fallen. Dieser hat ja ohnehin genug Sorgen und so wird gewiß mancher, der früher die Faust ballte, wenn er hörte, daß die Bauern zur Unterstützung von diesem oder von jenem Subventionen bezogen, einsehen, daß ein lebensfähiger Bauernstand für unsere Schweiz ebenso notwendig ist, wie die Sonnenstrahlen zur Er-zeugung und Erhaltung von Saft und Leben auf der Welt.

Wir hatten glückliche Jahre. Die Industrie blühte, die Landwirtschaft, besonders die Viehzucht, brachte schönen Gewinn. Aber, je mehr Geld, desto mehr Be-dürfnisse, je mehr Geld, desto kleiner die Sparsamkeit.

Auch der Bauer richtete sich bequemer ein, erlaubte sich mehr, viel mehr als in früheren Zeiten. Sparsam-keit und Einfachheit schwanden nach und nach selbst bei unserer Bauernschaft. Unser Bauer ist weitsichtig genug, daß er die Notwendigkeit einer Änderung in seiner Wirtschaft und Haushalt einsieht und für die Zu-kunft sich darnach einrichtet.

Viele Landwirte in hiesiger Gegend sind zur Ein-sicht gelangt, daß sie viel zu viel Lebensmittel kaufen und daß dieses ihr Verderben sei. Sie sind daher fest

entschlossen, mehr oder weniger zum alten System zurückzukehren, das heißt soweit möglich eigene Nahrungsmittel zu produzieren.

Der Bauer soll, wo die Beschaffenheit des Bodens und Klimas es zuläßt, für seinen Haushalt genug Getreide produzieren, und wenn wir da und dort einen Flachsacker mit den leuchtenden blauen Blumen wieder zu Gesicht bekämen, so würde das uns und noch manche andere Erdenbürger recht herzlich freuen.

Warum gibt's keine Hirseäcker mehr? Früher hatte man bedeutende Erträge davon. Ist diese Nahrung nicht mehr zeitgemäß? Leiden denn die pausbackigen Buben und Landjungfern darunter, wenn sie damit abgespeist werden? Alles Dinge zum Nachdenken!

Es ist gewiß unumgänglich notwendig, daß der Bauer sich eine Kornkammer schafft; dann muß er nicht beinahe mit dem Geld in der Hand betteln gehen, wenn böse Zeiten hereinbrechen und er wird nicht mehr der Sklave eines jeden Krämerleins sein.

Schwer war auch in den letzten Jahren die Geldbeschaffung für das Schuldenbäuerlein. Die Geldmenschen legen ihre Batzen am liebsten dort an, wo die Zinsen am größten sind. Mit der Aussicht auf hohe Zinsen ist es eben nicht immer getan. Bittere Erfahrungen lehren, daß selbst der Glückliche, der im Falle ist, Kapitalien anzulegen, nicht sorglos schlafen kann. Trau, schau, wem! Die Millionenkrache haben wohl manchem die Augen geöffnet und so ist es zu hoffen, daß von nun an der Landwirtschaft mehr Mittel, mehr Geld zugewendet wird und zwar zu annehmbaren Zinsen. Dem Gläubiger bietet doch die Scholle, das Land, die beste und größte Gewähr und bewahrt ihn ganz sicher vor

größeren Verlusten. Man sieht, wie klug und umsichtig ein Bauer sein muß. Er sollte so etwas wie ein feiner Spekulant, ein vorzüglicher Kaufmann und Händler, ein geriebener Nationalökonom und zugleich ein gefürchteter Philosoph sein. Solche Eigenschaften finden sich aber nur in den allergescheitesten Menschen. Behauptet daher nicht, verehrte Landwirte, daß die dummen Buben gut genug seien für die Landwirtschaft und sorget nicht länger dafür, daß euere intelligentesten Söhne anderen Lebensberufen sich zuwenden, die sie nicht glücklicher machen als das Bauerngewerbe. Und euere Töchter — ach, sie sind viel zärter als früher. Sie mögen weder spinnen noch weben, und das Schweine mästen und Hühner füttern, von Feldarbeiten gar nicht zu reden, ist eine Plage. Man wird so müde, und die schönen weißen Händchen werden voll Schwielen und der wohlgepflegte Schwanenhals wird so arg von der bösen Sonne verbrannt und verunstaltet. So ein zart situiertes Bauerntöchterlein möchte etwas Besseres heiraten als bloß einen fleißigen, soliden Bauernsohn. Höher geht ihr Wunsch, ihr Sinnen und Trachten. Ein Herrlein aus der Stadt sollte es sein — ein Herrlein, das viel Geld verdient und für eine angenehme, lustige Zukunft sorgen könnte. Täusche dich nicht, schönes Töchterlein, es gibt bei den Herrlein auch oft Krache wie bei den Millionen. Bei den Bauern auf dem Lande bist du mindestens so gut geborgen wie bei dem Herrlein in der Stadt.

Gegen die Not und die Schäden, welche böse Zeiten im Gefolge haben, ist die Bauernschaft zum mindesten eben so gut gewappnet wie irgend ein anderer Stand. Drum Bauer, halte in Ehren deinen Beruf und trage mit Stolz deinen Namen.

Nehmt mich mit!

„Ihr guten Leute, o ich bitt'!“
So tönt's vom Wegrand her:
„Habt Mitleid doch und nehmt mich mit;
Hier wek' ich mehr und mehr!“

Ein Blumensträußchen war's, das so
Am Weg ich neulich fand,
Von Kinderhand gepflückt und roh
Zertreten in dem Sand.

O liebe Kinder! Denkt euch nur,
Man führe euch weit fort
Und laß' euch ohne jede Spur
An einem fremden Ort.

Nicht wahr, wie grausam! — Seht, so fühlt
Auch jedes Blümchen zart,
Das abgerissen und zerwühlt
Im Übermute ward.

Wohl dürft ihr pflücken einen Strauß
Von Blumen groß und klein,
Doch tragt ihn sorglich mit nach Haus
Und pflegt und wartet fein!

E. Christoffel-Jecklin.



Kant. Industrie- und Gewerbeausstellung Chur 1913: Goldene Medaille
Lang ♦ Photograph ♦ Chur
Höchst prämiert
Telephon 3.61



Hoffstraße